

2.1 Ein ahistorisches Konzept

In den Tageszeitungen als auch in neueren wissenschaftlichen Werken über die Familie hält sich die Vorstellung hartnäckig, frühere Generationen hätten als Großfamilie zusammengelebt. So ist zum Beispiel in einem Beitrag der Zeitschrift „Familiendynamik“ zu lesen: „Über Jahrhunderte wohnte man in Großfamilien, verschiedene Generationen teilten sich einen sozialen Raum und organisierten das alltägliche Leben und die Betreuung von Kindern und alten Menschen gemeinschaftlich“ (Gras-Brand 2015, S. 296). In der F.A.Z. heißt es in einem Beitrag über die sinkende Geburtenrate: „Das Konzept der Großfamilie verabschiedet sich aus Deutschland“ (9.12.2014). Und in einem aktuellen Sammelband zur Familie ist zu lesen, dass aufgrund der längeren Lebensdauer und der Zunahme von Fortsetzungsfamilien „Verwandtschaft[en] heute [...] der Großfamilie früherer Jahrhunderte von ihrem Umfang her gar nicht soweit nachstehen“ (Lucke 2013, S. 164, Fn. 47).

Sich den Einzelnen der vorindustriellen Zeit als Teil einer Großfamilie bzw. als Mitglied eines Mehrgenerationenverbundes zu denken, ist dabei nicht selten verknüpft mit einer sozialromantischen Vorstellung. Diese beinhaltet das Bild von einem mehrere Generationen umfassenden Sozialverband, der sich ein „ganzes Haus“ teile. Mittlerweile wissen wir, nicht zuletzt dank der historischen Demografieforschung der 1960er Jahre (vgl. Laslett 1972), dass die Realität der sogenannten „erweiterten Familie“ gar nicht so groß gewesen ist, weshalb in der Familienwissenschaft in diesem Zusammenhang auch vom „Mythos der vorindustriellen Großfamilie“ die Rede ist. Großfamilien sind eher ein Phänomen des 19. Jahrhunderts, in dem, bedingt durch Bevölkerungswachstum, bessere Lebensbedingungen und die Modernisierung der Landwirtschaft, erstmals größere Sozialverbände entstehen konnten. Auf dem Land stieg der Prozentsatz der „Ausgedingefamilie“ (Mitterauer; wir kommen auf diesen Begriff zurück), und in der Stadt mehrten sich Familienformen mit Großeltern bzw. Großelternanteilen. Die Familienforschung

nach dem Zweiten Weltkrieg hat diese Mehrgenerationenfamilien allerdings nicht als modernes Phänomen gedeutet. Vielmehr betrachtete man diese komplexeren Haushaltsstrukturen als eine Erscheinung, die Reste vergangener Zeiten sind, in der die Großfamilie die dominante Lebensform gewesen sei. „Vorschnell wurden die Mehrgenerationenfamilien [...] als Überbleibsel einer Regelmäßigkeit der alten, ‚besseren‘ Zeit bewertet“ (Lenz 1982; S. 444).

2.2 Erste soziologische Theorien zur Entwicklung der Familie: Le Play, Riehl und Durkheim

Die soziologischen Theorien, die im 19. Jahrhundert sich mit der Entwicklung der Familie beschäftigten und die dazu beigetragen haben, dass die These von der vorindustriellen Großfamilie zu einem zentralen Theoriestück in der Familiensoziologie werden konnte, gingen von folgender gemeinsamen Annahme aus: Die zahlenmäßig kleinere (moderne) Familie („Kleinfamilie“) wachse aus erweiterten Familienformen heraus. Es handle sich dabei um einen irreversiblen Prozess, der in seiner Grundtendenz eine Bewegung der Familie hin zu einer Minimalvariante zeige. Diese bestehe aus einem Kern, zwei Geschlechtern und zwei Generationen. Eines der zentralen Theoriestücke in dieser These, die den Prozess der Entstehung der Kernfamilie als einen geradlinigen, zielgerichteten Vorgang beschreibt, ist das Theorem der „Auflösung“ bzw. „Schrumpfung“. Die Großfamilie, die mehrere Generationen umfasse, löse sich auf, sie schrumpfe zurück auf einen Rest. Übrig bleibe als Resultat dieses „Schrumpfungsprozesses“ (Gestrich 2010), der an der erweiterten Familie ansetze, eine kleine soziale Einheit, ein Nukleus eines sozialen Systems, die Kernfamilie.

Dieser Wandel der Familie wurde sehr unterschiedlich bewertet. Einige sahen in dieser Entwicklung ein Zeichen des Zerfalls (Le Play 1855, Riehl 1855), andere darin einen Ausdruck von Fortschritt (Durkheim [1888] 1921). In Deutschland hat vor allem Wilhelm H. Riehl (1823-1897) mit seinem 1855 erschienenen Buch „Die Familie“ dazu beigetragen, dass eine idealisierte Vorstellung von vergangenen Familienformen, die mit der historischen Realität nicht übereinstimmte, entstehen konnte. Riehl ging, wie sein französischer Zeitgenosse, der Sozialwissenschaftler und Sozialreformer Frédéric Le Play (1806-1882), davon aus, dass in der vorindustriellen Zeit das kinderreiche Ehepaar mit seinen alten Eltern, unterstützungsbedürftigen Verwandten und dem Gesinde in einem Großhaushalt zusammenlebe. Während Le Play der „instabilen Familie“ der Gegenwartsgesellschaft die „Stammfamilie“ der vergangenen östlichen Gesellschaft entgegensetzte, in der eines der Kinder bei

den Eltern blieb und mit ihnen und den eigenen Kindern in einem Dreigenerationenhaushalt zusammenwohnte, kontrastierte Riehl die moderne, auf Eltern und Kinder reduzierte (Kern-)Familie mit dem vorindustriellen „ganzen Haus“. Bei Wilhelm H. Riehl klingt das dann so: „Die moderne Zeit kennt leider fast nur noch die ‚Familie‘, nicht mehr das ganze ‚Haus‘, den freundlichen gemüthlichen Begriff des ganzen Hauses, welches nicht bloß die natürlichen Familienmitglieder, sondern auch alle [...] freiwilligen Genossen und Mitarbeiter der Familie in sich schließt [...] In dem ‚ganzen Haus‘ wird der Segen der Familie auch auf ganze Gruppen sonst familienloser Leute erstreckt, sie werden hineingezogen, wie durch Adoption, in das sittliche Verhältnis von Autorität und Pietät. Das ist für die sociale Festigung eines ganzen Volkes von der tiefsten Bedeutung“ (Riehl [1855] 1925, S. 165).

Émile Durkheim (1858-1917), dem René König attestiert, er und nicht Wilhelm H. Riehl und Frédéric Le Play mit ihren wertenden Abfassungen und ideologischen Konstruktionen seien die Begründer der Familiensoziologie (vgl. König [1969/1976] 2002, S. 341), geht wie seine Vorgänger davon aus, dass der Wandel der Familie durch eine Entwicklung von ursprünglich größeren zu immer kleineren Formen bestimmt sei. Durch die „Kontraktion“ (Durkheim) entstehe aus der Großfamilie die „Gattenfamilie“ (*famille conjugale*) mit dem Gattenpaar als die zentrale und einzig permanente Zone der Familie, da die Kinder lediglich zeitlich begrenzt mit den Eltern zusammenwohnen (vgl. Durkheim [1888] 1921). Während Le Play und Riehl die Veränderungen im Bereich der Familie als „Auflösungserscheinungen“, als ein Ende von ehemals intakten Familienverbänden, gedeutet haben, beurteilte Durkheim die Entwicklung der Familie zur aus Clanzusammenhängen, Stammfamilienbeziehungen und Verwandtschaftsbindungen weitgehend herausgelösten isolierten Gattenfamilie als positiv. Mit der „Konzentration“ bzw. „Kontraktion“ auf einen Kern könne das Gattenpaar befreit von Sachzwängen die eheliche Beziehung stärken und intensivieren; aus der Familie entstehe ein Ort der gesteigerten Emotionalität und Intimität (vgl. ebd.).

Die genannten Autoren, Wilhelm H. Riehl, Frédéric Le Play und Émile Durkheim, die mit ihren Werken – auch wenn das unterschiedlich gewertet wird – für den Beginn der Familiensoziologie stehen, haben bei ihrer Beschäftigung mit dem sozialen Wandel der Familie immer einen bestimmten Familientyp zentral gestellt. Riehl hat sich auf den des mittelständischen Bürgertums und Le Play auf den des bodenbesitzenden Bauerntums bezogen. Auch Durkheim, so René König, hat seinen „Begriff der Kontraktion [...] aus der Perspektive der sozialen Oberklasse konzipiert“ (König [1966/1974] 2002, S. 274). Dieser Kontraktionsbegriff, so König, dürfe allerdings „nicht so verstanden werden, als könne man mit seiner Hilfe die Entwicklung der Familie im ganzen erfassen; denn schon in der jüdisch-griechischen Antike finden wir eine Einengung der Familie auf einen engsten Kreis. So

kann man davon ausgehen, dass sich dieser Vorgang in der Geschichte mehrfach abgespielt hat“ (König [1969/1976] 2002, S. 342). Und weiter heißt es: Dass sich die Kontraktion häufig in den „Oberschichten nachweisen lässt, dagegen nicht bei den Unterschichten“ (ebd.) liegt daran, dass diese „meist von vornherein in Kern- oder Gattenfamilien gelebt haben“ (ebd.). Beschränke man seine Perspektive aber nicht auf einen Familientyp – wie das die drei genannten Autoren getan haben –, so erkenne man, dass verschiedene Familienformen gleichzeitig bestehen und „auf welchem dünnen Eis und falschem Blick die Kontraktionshypothese beruht“ (ebd.).

2.3 Widerlegte Hypothesen

Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein haben sich im Anschluss an das familiensoziologische Evolutionsmodell, das die Entstehung der nuklearen Familienform als einen Verkleinerungsprozess beschreibt, als „eine Geschichte der Kontraktion und des Rückzugs“ (Demos 1970, S. 103)¹³, folgende Hypothesen gehalten:

- Der Industrialisierungs- und Urbanisierungsprozess im 19. Jahrhundert habe zur Herausbildung der Kernfamilie geführt. Mit der Auslagerung der Produktionsfunktion aus dem Bereich der Familie – so die Argumentation – löse sich der generationenübergreifende Sozialverband, in dem als Arbeitsgemeinschaft zusammen gewohnt und gearbeitet wurde, auf. Dass die Entstehung der städtischen Fabrikarbeit das Familienleben stark beeinflusst hat, da zunehmend die Sphären von Wohnen und Arbeiten sich trennten, kann nicht bestritten werden. Aber aus diesen neuen Entwicklungen den Prozess der Kernfamilienbildung abzuleiten, ist schon allein deshalb mehr als fragwürdig, da es bereits vor der Industrialisierung im 19. Jahrhundert Familien „ohne Produktionsfunktion“ (Nave-Herz 2004, S. 72) gegeben hat, in denen weder als Drei-Generationenfamilie zusammengelebt wurde, noch die Lebenssphären von Wohnen und Arbeiten eine Einheit bildeten. Dazu zählten zum Beispiel die Lohnarbeiterfamilien der Tagelöhner, die in der Landwirtschaft arbeiteten, die der Bergarbeiter in der Montanindustrie und die der Transportarbeiter aus dem Baugewerbe. René König hat die Theorie vom Verkleinerungsprozess der Familie lapidar einmal

13 So heißt es zum Beispiel auch bei Weber-Kellermann in: „Die Familie“: „Als sich im Verlaufe des 19. Jahrhunderts der große und zahlreiche Familienzusammenhang mehr und mehr verlor und auf die Kleinfamilie zurückbildete“ (Weber-Kellermann 1996, S. 159).

wie folgt kommentiert: „wo nichts ist kann, auch nichts schrumpfen“ (König [1969/1976] 2002, S. 413).

- Lange ging man davon aus, die proletarische Familie sei das Paradebeispiel der modernen, aus verwandtschaftlichen Zusammenhängen herausgelösten isolierten Kernfamilie. Mittlerweile wissen wir, dass gerade in der Industriearbeiterschaft sich Verwandtschaftsstrukturen im Zuge der Industrialisierung als eine Strategie, sich an die neuen Arbeitsbedingungen anzupassen, herausgebildet haben (vgl. Hareven 1999; wir werden darauf im Kapitel 7 zurückkommen).
- Eine weitere, längst widerlegte Annahme war, dass mit dem Aufstieg der Industriegesellschaften und mit dem Erlblühen einer Landschaft an sozialstaatlichen Einrichtungen die Familie durch die Abgabe von Aufgaben einen „Funktionsverlust“ erlitten hätte. Zwar ist es richtig, dass die Familie zunehmend von religiösen, gerichtlichen, militärischen, Erziehungs-, Versorgungs-, Schutz und Produktionsaufgaben entlastet wurde. Aber weder setzte die Abgabe von Familienfunktionen an sozialstaatliche und gemeindeförmige Einheiten erst mit der Industrialisierung und Urbanisierung im 19. Jahrhundert ein – so übernahmen zum Beispiel Klöster bereits im Mittelalter Erziehungs- und Bildungsaufgaben –, noch führte der Prozess der Funktionsabgabe an gesellschaftliche Institutionen zu Familien, die „entlastet“ oder „entleert“ ganz zurückgezogen ins Private sich auf die Pflege ihrer Intimbeziehungen im Rahmen der Kernfamilie konzentrieren konnten. Von einer „Funktionsentleerung“ der Familie infolge ihres Anpassungsprozesses an sich verändernde gesellschaftliche Verhältnisse kann nicht die Rede sein, sondern eher von einem „Funktionswandel“ (Rosenbaum 1978, S. 18ff.). Die moderne Familie, so Heidi Rosenbaum, sei weiterhin auf den Produktionsprozess bezogen, auch wenn das nicht immer ganz so offensichtlich sei, und sie habe neue Aufgaben hinzugewonnen. Wir nennen nur einige der neuen Aufgaben, die Familien heute im Unterschied zu früheren Zeiten zu bewältigen haben. Moderne Familien müssen zum Beispiel mit zentralstaatlichen Einrichtungen (Kindergärten, Schulen, Freizeiteinrichtungen, gesundheitlichen Versorgungsstellen etc.) kooperieren, Strategien der Grenzziehung zwischen der privaten und der öffentlichen Sphäre entwickeln, für einen „Spannungsausgleich“ ihrer Familienmitglieder sorgen (Nave-Herz 2006, S. 99) und im zunehmend überlasteten Wohlfahrtsstaat auch wieder Aufgaben, zum Beispiel im Bereich der Pflege von Familienangehörigen, übernehmen.
- Eine weitere, längst als Klischeevorstellung enttarnte Annahme war die Vorstellung, dass eine Konsequenz der Ausbreitung von industriegesellschaftlichen Strukturen die weltweite Verbreitung der gattenzentrierten Familie sei. Insbesondere William Goode vertrat 1960 die Hypothese, dass sich ausgehend von den Kernländern Europas eine globale Angleichung der Familienformen an

das Modell der europäischen gattenzentrierten Kernfamilie vollziehen werde (vgl. Goode 1970).

Heute kann man den Prozess der Entstehung der Kernfamilie weder als einen einheitlichen, zielgerichteten Vorgang noch als eine progressive Entwicklung erzählen. Zumindest seit den Ergebnissen der familienhistorischen Forschung der 1970er Jahre, die stark angestoßen wurde von der historischen Demografieforschung der 1960er Jahre (vgl. Lenz 1982, S. 427), kann von einer geradlinigen Entwicklung von der mehrgenerationalen Großfamilie hin zur Nuklearfamilie nicht mehr die Rede sein. Weder kann man die Entstehung der Kernfamilie als einen langsamen Siegeszug, der von Europa ausgehend global sich verbreitet, darstellen noch als eine Entwicklung, die allein auf Faktoren wie Industrialisierung, Urbanisierung und die Auflösung feudaler Strukturen (auch darauf werden wir noch eingehen) zurückzuführen sei. Statt von einer Entwicklungslinie ist von geografischen Gegensätzen und von verschiedenen europäischen Großräumen auszugehen, in denen die Bedingungen für Familien- und Verwandtschaftssysteme sehr unterschiedlich waren. Für den Teil von Europa, auf den wir uns in diesem Buch konzentrieren, den westlichen Teil der Hajnal-Linie, gilt trotz aller Veränderungen, die sich über die Jahrtausende hinweg beobachten lassen und den Historiker dazu veranlassen – wie René König es formuliert hat –, „bald das Herauswachsen engerer aus weiteren Familienformen bald umgekehrt die spontane Neuentstehung erweiterter Familienformen“ aufzuweisen (König [1969/1976] 2002, S. 409), ein gemeinsamer Nenner: die Einbettung der Kernfamilie in Strukturen der Verwandtschaft.

Ursprünge und Kontinuität der Kernfamilie

Einführung in die Familiensoziologie

Funcke, D.; Hildenbrand, B.

2018, XIII, 257 S. 14 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-18440-7